



Saga von den pragmatischen Frauen

Sabine Kilito-Wollbrecht

Beitrag bei der Tagung „Erich Fromm und der Dialog der Kulturen“ am 3. April 2007 in Fes in Marokko. Erstveröffentlichung in: *La violence des rêves*, Tarik Editions, Casablanca 2003. Übersetzung aus dem Französischen von Josephine Demnati. Deutsch in: *Fromm Forum* (Deutsche Ausgabe - ISBN 1437-0956) Sonderhaft 11a / 2007, Tübingen (Selbstverlag) 2007, S. 70-73.

Copyright © 2007 and 2011 by Sabine Kilito-Wollbrecht, secteur 24, rue Al Kayssoum Nr. 4, Hay Ryad/ Rabat / Marokko; E-Mail: sabinekilito[at-symbol]hotmail.com.

Lalla¹ Malika gießt mir Tee ein. Wir sitzen in einem kleinen Wohnzimmer, das zu einem winzigen Garten hin geöffnet ist. Ich fühle mich wohl bei ihr, in Frieden mit mir selbst, in Frieden mit der Welt. Aber um welche Welt geht es? Um meine, die seit einem Vierteljahrhundert geprägt ist von der Suche nach Synthese zweier Kulturen? Oder um ihre, die fast unveränderliche, so ganz verschieden von meiner?

Lalla Malika ist die Mutter meiner Freundin Farida, die seit einigen Jahren verheiratet in Frankreich lebt. Als sie wegging, hat Farida mir in gewisser Weise ihre Mutter „vererbt“. Wir haben Freundschaft geschlossen, ich, die ich keine Familie mehr habe, und diese Frau, deren Kinder ihr Glück anderswo suchten. Lalla Malika kommt nie zu mir nach Hause in meine Villa im „Souissi“,² immer bin ich es, die sich zu dem kleinen Haus in den „Orangers“³ auf den Weg macht. Sobald ich bei ihr angekommen bin, fühle ich mich eingehüllt in Ruhe. Malika spricht mit leiser Stimme, ich muss mich jedes Mal anstrengen, wenn ich ihr zuhöre. Mit ihrem geschmeidigen Gang kommt die Katze zu mir heran und kuschelt sich in meinen Schoß. Ich trinke den Tee und wir unterhalten uns über vielerlei Dinge. Zwischen Malika und mir hat es nie dieses fieberhafte Bedürfnis gegeben, sich dem anderen zu offenbaren, ihm die eigenen Geheimnisse anzuvertrauen. Gewiss gibt es zwischen uns Wörter, Sätze, Aussagen, aber alles bleibt in der Schwebel, ganz leicht, verbindet uns vermutlich gerade wegen dieser Flüchtigkeit.

In der Tat habe ich nie vorher einen so ruhigen Menschen kennen gelernt, jedenfalls nie jemanden

von einer so ansteckenden Ruhe. Unser häufiges langes Schweigen ist voller Bedeutung: es gibt zu viel Lärm in der Welt, zu viel Lärm um nichts.

Es ist jetzt sieben Jahre her, dass mein Mann und meine einzige Tochter bei einem Autounfall ums Leben kamen. Ich bin in Marokko geblieben, zu meinem Geburtsland, Deutschland, zog mich nichts mehr hin. Ich lebe in unserem Haus, das viel zu groß ist für mich allein. Ich führe zwischen Fotos, den Meilensteinen unseres gemeinsamen Lebens, mein immer unwirklicher werdendes Dasein.

Malika, die auch Witwe ist, verbringt wie ich ein stilles Leben, umgeben von den Bildern ihrer Lieben; der älteste Sohn mit Frau und Kindern in Stockholm, ein zweiter in Chicago, eine Tochter in Paris, eine andere im Hochzeitskleid fotografiert in Dakhla, alle weit weg. Ich grüße Malikas Vater, in einem schönen Holzrahmen sehr hoch aufgehängt: ein alter Herr mit einem langen weißen Bart, das Gesicht umrahmt von der Kapuze seiner Djellaba.⁴ Ein anderes Foto, in schwarz-weiß, scheint anlässlich eines Festes aufgenommen. Im Halbkreis um eine alte Dame gruppiert Frauen verschiedenen Alters im Kaftan, schön frisiert und lächelnd. Im Vordergrund des Bildes ein niedriger mit einem weißen Tuch bedeckter Tisch, auf dem ein großer Blumenstrauß steht. Hinter dem Kreis der Frauen geben die beiden geöffneten Flügel einer breiten Tür den Blick frei auf einen prächtigen venezianischen Spiegel. „Meine Mutter, meine Schwestern, meine Kusinen, meine Tanten“, erklärt mir Malika.

Ich muss unwillkürlich an andere Fotos denken, die ich oft angeschaut habe: der Tag der Goldenen Hochzeit meiner Großeltern mit den beiden Reihen von Frauen hinter dem alten Paar, alle im langen

¹ Weiblicher Ehrentitel der Nachkommen des Propheten. Verleiht der Person einen Hauch von lokalem Adel

² Stadtteil von Rabat mit vielen großen Villen

³ Mittelständischer Stadtteil im Zentrum von Rabat

⁴ Langes, mantelartiges Kapuzengewand für Männer und Frauen



Kleid, ein bisschen steif hinter den Blumensträußen im Vordergrund des Bildes. Einige wenige, zweifellos vom Militärdienst befreite Männer.

Obwohl leicht zeitversetzt aufgenommen, gleichen sich die Fotos und die Welten im Grunde. Die Familien bei Festen, im Wald beim Picknick, immer vereint. Dann die Abwesenheit der Männer, die in den Krieg zogen oder zu anderen Kontinenten auf der Suche nach Arbeit... In einer zeitlichen Verschiebung von zwei Generationen ähneln sich die Bilder noch mehr: mein Urgroßvater wandert nach Amerika aus, ein Großonkel nach Dänemark; zwei Brüder von Malika gehen nach Frankreich, um bei Renault zu arbeiten.

Die Frauen warten auf die Männer; einige folgen ihnen nach, um ein Leben an ihrer Seite zu führen, anderswo; andere, untröstlich, beweinen den abwesenden Mann und tragen eine Trauer, die ihr Wesen von innen her auszehrt. Aber es gibt noch andere – ich würde sie pragmatische Frauen nennen – die mit ihrer Trauer ganz anders umgehen...

Während des Krieges fällt Onkel Max im besetzten Frankreich. Er ist der Mann meiner Tante Charlotte, der Schwester meines Vaters. Als die Nachricht von seinem Tod in Berlin eintrifft, bricht meine Mutter, die für ihren Schwager große Zuneigung hat, unter dem Schock fast zusammen. Sie vergisst sogar einen Mantel überzuziehen und rennt tränenüberströmt zu ihrer Schwägerin, um sie zu trösten, ihr in dieser schweren Stunde beizustehen.

Sie findet Charlotte im Schlafzimmer vor einem großen Spiegel beim Anprobieren von Hüten. Voll ungläubigen Staunens lässt meine Mutter sich aufs Bett fallen; sprachlos und bestürzt sieht sie erst Charlotte an, dann die drei auf dem Bett liegenden Hüte, die schwarzen Jackenkleider an den geöffneten Türen des großen Kleiderschranks und mehrere Paar Seidenstrümpfe, die aus der Kommodenschublade heraus hängen...

„Aber Charlotte, was tust du da?“ murmelt sie mit tonloser Stimme.

Ohne auch nur eine Sekunde ihr Spiegelbild aus den Augen zu lassen, zupft Charlotte den Schleier ihres sehr schicken Käppchens zurecht.

„Du lieber Gott, Martha, du kannst dir nicht vorstellen, wie schrecklich ich leide!“

Sie hebt ihr Schleierchen aus feiner Spitze, (das schwarz auf schwarz mit winzigen Blumenbukets bestickt ist) und betupft ihre Augen vorsichtig mit einem Musselin-Taschentuch.

Meine Mutter schweigt. Charlotte weiß, dass sie ihr Verhalten missbilligt.

„Du musst doch zugeben, Martha, dass dies eine Frage der Etikette ist... des Ranges! In Frankreich...“

Da meine Mutter immer noch nichts sagt, hebt sie hartnäckig wieder an:

„Mein Bruder Bruno ist eben nur Leutnant. Wenn ihm etwas zustoßen sollte, müsstest du nicht... Aber Max war schließlich Oberst! Es ist meine Pflicht, vor all diesen Offizieren Haltung zu bewahren... in Frankreich!“

Jetzt ist meine Mutter sehr ruhig, sie weint nicht mehr. Fremde sind nicht unbedingt die, die in einem anderen Land wohnen und eine andere Sprache sprechen. Es ist ihr plötzlich klar, dass Familienangehörige die am weitesten entfernten Fremden sein können.

„Ich rate dir, den runden Hut und das Jackenkleid mit dem chinesischen Kragen zu wählen, sagt sie, dann wirst du da unten die umwerfendste Witwe sein.“

Sie sieht Max vor sich, wie er in militärischer Haltung sein Glas hebt. Er sieht in seinem Smoking blendend aus: „Lasst uns auf meine bezaubernde Gattin trinken, die immer so tadellos ist!“ Er macht sich in zärtlichem Ton ein bisschen über Charlotte lustig, er kennt sie so gut, er liebt sie so.

Charlotte nimmt eins der Jackenkleider vom Schrank, hält es sich vor und betrachtet sich mit kritischem Blick im Spiegel. Sie bemerkt nicht, dass meine Mutter das Zimmer verlässt.

Drei Tage später nimmt Charlotte den Zug nach Paris. Sie sitzt in einem Erster-Klasse-Abteil, wo sie eine stilvolle Todesanzeige auf das Tablett unterhalb des Fensters gestellt hat; neugierige Fahrgäste können dort lesen: mein über alles geliebter Gatte... Oberst Max Konrad Janowitz... sein Leben geopfert für das heilige Vaterland... seine untröstliche Witwe...

Ich erzähle Malika von diesem Geschehen.

- Bei euch lebt man seine Trauer anders aus, nicht wahr? In Marokko kann man sich ein solches Verhalten schwer vorstellen!

Bei diesen Worten denke ich an die Schreie, an die Tränenströme, an die ganz in Weiß gekleideten, vollkommen nieder gebrochenen Frauen.

- Oh, da täuscht du dich!

Malika erzählt mir vom Tod ihres Vaters, wie sie ihn im Alter von fünfzehn Jahren erlebt hat.

- Mein Vater lag auf seinem Bett; sein Körper sah sogar unter dem weißen Laken, mit dem er bedeckt war, wie ein Skelett aus. Es war warm im Haus. Von Zeit zu Zeit kam meine Mutter ins Zimmer und warf einen Blick in Richtung des Bettes. Er schlief. Gegen zehn Uhr abends wurden seine Atemzüge immer mühsamer. Er versuchte, seinen Kopf zu heben, aber es gelang ihm nicht. Seine weiße schwache Hand fuhr über das Bett-Tuch, so als ob er Worte oder Zahlen aufzeichnen wolle, jedenfalls eine unverständliche und unvollendete Botschaft.

Ich hatte mich in das Zimmer geschlichen und betrachtete verstohlen meinen Vater. Ich kannte ihn



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

so wenig. Ich war die jüngste Tochter, und für mich war er immer ein alter Mann gewesen. Ich konnte ihn mir nur mit Mühe jung und kräftig vorstellen. Ich hatte auch Mühe, mir vorzustellen, dass meine Mutter in meinem Alter war als sie ihn heiratete.

Er hustete. Ich näherte mich dem Bett, stützte seinen Kopf mit meinem linken Arm und hielt ihm mit der rechten Hand ein Glas Wasser hin. Mit großer Mühe schluckte er einige Tropfen, seine Augen blieben geschlossen. Ich legte seinen Kopf auf das Kissen zurück. Von der Tür aus gab meine Mutter mir zu verstehen, dass ich mich von dem Bett entfernen sollte. Auf Zehenspitzen ging ich hinaus.

Immer diese Stille, immer diese Distanz. Wenn er im Haus war, musste alles ruhig sein, wie hinter schalldichten Wänden; meine Mutter schützte ihn vor unserem Lachen, vor dem Lärm unserer Spiele. Ich hatte jedoch eine verschwommene Erinnerung daran, dass ich als ganz kleines Kind auf den Knien meines Vaters saß; unter kleinen Freudenschreien zog ich an seinem Bart und rieb meine Wange an seiner, die so angenehm piekte. Meine Mutter nahm mich aber gleich aus seinen Armen fort und übergab mich der Obhut meiner Schwester Hafida.

An jenem Tag hatte ich wieder den merkwürdigen Eindruck, dass meine Mutter ihn für sich allein haben wollte. Sie hatte einen Stuhl neben das Bett gezogen und verließ das Zimmer nicht mehr.

Im Salon warteten wir, über eine Stickerei gebeugt, auf das Ende; meine Schwestern Fatima, Hafida und Aïcha, meine Tante Mahjouba und meine Kusine Zoubida.

Gegen elf Uhr erschien meine Mutter auf der Schwelle zum Salon, ganz bleich.

„Es ist zu Ende“, flüsterte sie.

Sie schwankte, Hafida und Fatima stürzten hin, um sie zu halten und führten sie zu einem Sitz. Sie weinte lautlos. Meine Tante Mahjouba murmelte Koranverse.

Wir gingen zu dem Verstorbenen. Beim Anblick der Leiche meines Vaters verwandelte sich mein Schmerz plötzlich in ein brennendes Bedauern: unsere fünfzehn Jahre lang parallel verlaufenden Lebenswege hatten sich so selten gekreuzt, ich würde nie wissen, wer dieser Mann war.

Meine Schwestern und meine Kusine schluchzten. Meine Tante zog an dem Laken, das den Körper bedeckte, und legte es über den Kopf des Toten. Von diesem Augenblick an hatte mein Vater kein Gesicht mehr. Entschlossen, aber ohne ein Wort zu sagen, schob Mahjouba uns aus dem Zimmer und machte die Tür zu.

Im Salon fanden wir meine Mutter immer noch in der gleichen Stellung vor, sie schien versteinert.

„Die Nachbarn?“ fragte Mahjouba mit leiser Stimme.

„Nein, nein!“ schrie meine Mutter und richtete sich mit einem Satz auf, „das Haus zuerst!“

„Ich denke genau so“, sagte Mahjouba.

Ich hörte ihnen zu, ohne zu verstehen, sie schienen eine Art von Code zu benutzen. Meine Mutter stand auf einmal ganz gerade. Meine Tante, genau so aufrecht neben ihr, setzte zu einer Ansprache für uns an. Es kam mir plötzlich so vor, als bildeten wir eine kleine bewaffnete Truppe, die man gleich mit einer geheimen Mission betrauen würde. Ich hatte mich nicht getäuscht!

„Haj⁵ Brahim ist lange krank gewesen“, sagte Mahjouba, „das Haus ist in einem so erbärmlichen Zustand, dass wir uns vor den Nachbarn schämen müssten. Bevor wir offiziell seinen Tod ankündigen, müssen wir uns diese Nacht um das Haus kümmern. Haj Brahim ist mit uns einverstanden, glaubt es mir!“

Wie ein Offizier teilte sie uns unsere Aufgaben zu: die Toilette putzen, die Wände des Eingangs, des Flurs und der Treppe mit Kalk weiß, die Sitzkissen wenden und mit den zum Auswechseln bestimmten Stoffen beziehen, die Teppiche bürsten und noch vieles mehr; wir mussten in dieser Nacht das ganze Programm eines Riesenhausputzes bewältigen.

Wir arbeiteten schweigend. Wir arbeiteten viele Stunden lang. Jedes Mal, wenn ich durch den Flur ging, musste ich unwillkürlich einen Blick in Richtung des verschlossenen Zimmers werfen, wo der Leichnam meines Vaters ruhte. Aber der Tod rückte ferner, er wurde ungreifbar und unwirklich angesichts unseres hartnäckigen Arbeitens, mit dem wir anscheinend nie fertig würden.

Gegen vier Uhr machte meine Mutter Tee, wir bekamen auch ein wenig Brot mit Honig. Ich fühlte mich von der Arbeit erschöpft, erdrückt von der Absurdität des Geschehens.

„Du bist ganz blass, kleine Malika“, wandte meine Tante sich an mich, „du bist noch jung, aber du bist eine Frau! Du wirst verstehen.“

Aber ich verstand nicht. Ich hatte das Gefühl, man wollte mich in ein Geheimnis einweihen, von dem ich keinesfalls etwas zu erfahren wünschte. Meine Mutter aß nicht, wortlos trank sie ihren Tee. Es war ohne Zweifel meine Tante, die das ganze Unternehmen leitete und die uns während dieser merkwürdigen Erholungspause mit Geschichten unterhielt.

„Eine arme Bäuerin hielt sich einen weißen Hahn“, erzählte sie, „ein schönes, stolzes Federtier, das ihr einziger Besitz war. Eines Tages starb ihr Mann. Und was glaubt ihr, meine Lieben, was diese Frau tat? Statt sogleich durch ihre Schreie die Nachbarschaft von dem Trauerfall in Kenntnis zu

⁵ Ehrentitel des Mekkapilgers, wird dem Vornamen vorangestellt



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

setzen, schlug sie in aller Ruhe dem weißen Hahn den Kopf ab und bereitete eine köstliche Mahlzeit, die sie mit ihren Kindern teilte; denen sagte sie: „Jetzt haben wir gut gegessen, wir werden viel Kraft zum Schreien und Weinen haben, und unser schöner Hahn wird nicht in einem Kuskus für die anderen enden!“ Bewundert die Weisheit dieser einfachen Frau!“

Die Arbeit wurde wieder aufgenommen. Ich war zum Umfallen müde. Die Bürste fiel mir aus den Händen. Ich legte mich auf den Teppich, ich wollte mich nur eine kleine Weile ausruhen. Meine Kusine Zoubida weckte mich, indem sie mich ziemlich unsanft rüttelte. Es war fast sechs Uhr. Das Haus war gesäubert. Meine Mutter hatte Kaffee gekocht, Zimtgeruch durchströmte die Küche. Wir tranken den Kaffee, ich war zu müde, um Brot oder ein Ei zu essen, wie es die anderen taten.

Im Hof, wo wir ein kleines Waschbecken hatten, machten wir uns nacheinander etwas frisch. Dann fanden wir uns alle im Salon wieder, stumm, vor Müdigkeit zusammen gesunken auf den sauberen Sitzkissen.

Gegen sieben Uhr morgens verteilte meine Mutter weiße Kleidung. Alles war seit langem vorbereitet. Sie half mir dabei, eine Djellaba über mein Hemd zu ziehen. Meine Mutter! Ich empfand plötzlich eine angsterfüllte Zärtlichkeit für sie. Wie blass und mager sie war! Ich wollte nicht, dass auch sie mich verließ. Völlig erschöpft weinte ich.

Unsere gebürsteten Haare waren unter weißen Tüchern verschwunden, unsere erschöpften Körper waren ebenfalls weiß verhüllt. Vorsichtig öffnete meine Mutter die Tür zum Toten-Zimmer, während wir anderen auf unseren Sitzen verharrten, plötzlich von fieberhafter Erwartung erfüllt. Sie verschwand und kam wenig später mit einer Menge weißer Tücher zurück. Schweigend gab sie jeder von uns ein fein

besticktes Taschentuch. Wie auf einen unhörbaren Befehl hin, begannen wir im Chor zu weinen. In feierlichem Schritt bewegten sich meine Mutter und meine Tante zur Haustür und öffneten die beiden Flügel. Von draußen, von der Straße her, drangen dann ihre Schmerzenschreie zu mir.

Malika gießt mir noch etwas Tee ein. Ich empfinde lebhaft Sympathie für sie, eine undefinierbare Dankbarkeit.

- Du sagst, Malika, dass die Trauerkleider im Haus deiner Mutter bereit lagen. Ich fürchte, ich kann das nicht verstehen.

- Die Frauen aus Fes, zumindest diejenigen der älteren Generation, haben alles im Haus – bis zu ihrem eigenen Leinentuch und einer Flasche Wasser vom Zemzem-Brunnen (Brunnen in Mekka). Bevor sie auf eine Reise gehen, bringen sie ihr Haus in Ordnung, und sie nehmen ihr Leinentuch mit für den Fall, dass...

Welch merkwürdiges Verhalten dem Tod gegenüber! Immer mit seinem Zubehör versehen zu sein, im ständigen Bewusstsein seiner Anwesenheit. Ich möchte die Frauen verstehen, von denen Malika mir erzählt. Unterwürfigkeit gegenüber dem Tod? Herausforderung an seine Macht? Kühnes Auflehnen gegen seine Vorherrschaft?

Ich denke an Rilke, der in einem bewegenden Gedicht gesagt hat, dass der Tod groß ist und dass wir ihm gehören; mitten im Leben wagt er es, in uns zu weinen...

Die Poesie, die Maske, der große Hausputz, ja sogar eine Teestunde mit einer weisen Freundin: so viele Arten, der unerträglichen Zerbrechlichkeit unseres Daseins zu begegnen.